

Rudolf Schlögl

Die Irritation der Wissenschaft. Eine Antwort

Wissenschaft lebt von Irritationen. Sie ermöglichen kommunizierbare Beobachtungen, die von anderen Wissenschaftlern – so sie denn ihre Aufmerksamkeit darauf (statt auf anderes) richten wollen – mit eigenen Beobachtungen abgeglichen und so auf Plausibilität hin geprüft werden können. Wenn dies wiederum mitgeteilt wird, hat man die Chance zu lernen. Ich danke daher Jan-Friedrich Missfelder und Matthias Pohlig für den Anstoß zu einer Debatte über das Buch „Anwesende und Abwesende“ und denen, die sich eingeschaltet haben, für die Texte, die hier zu lesen sind.⁴⁵

Die Beiträge, die sich mit dem Buch beschäftigen, motivieren ihre Irritationen, wenn ich das recht sehe, durch drei Beobachtungsreferenzen. Sie beobachten den Text zum einen in seinem Verhältnis zu den laufenden Forschungen zur Frühen Neuzeit. Eine zweite Referenz markiert der Theorieanspruch des Textes selbst und eine dritte ergibt sich aus einem Blick auf die vermutete Wirkung des Buches.

Ein wichtiges Anliegen des Buches war, den Nachweis zu führen, dass man mit den Begriffen und den Argumentationsformen, die von der Systemtheorie bereitgestellt werden, nicht nur in ein abstraktes, dürres Gespinnst von Mutmaßungen über historische Abläufe geführt wird, sondern Gegenstände in einer großenteils sogar höheren Auflösung beobachten kann, als Historiker das sonst gewohnt sind. Das schien mir die Voraussetzung dafür zu sein, zwischen den Gegenständen neue (theoretisch begründete) Verbindungslinien zu ziehen. Dahinter stand auch der Versuch, eine Alternative sichtbar zu machen zur historiographischen Rumpelkammer, die durch die immer schnellere Abfolge von *turns* entsteht, denen die Forschung seit geraumer Zeit hinterher schreibt. Die Umsetzung war mir aber zu diesem Zeitpunkt nur möglich, indem ich den theoretisch einheitlich gedachten Gegenstand in Episoden auflöste. Diese Episoden sind keinesfalls vollständig. Es sollten Schlaglichter sein, von denen ich annahm, dass sie das theoretisch begründete Argument zur Einheit und Dynamik

45 Christopher Möllmann und Alexander Schmitz danke ich für Hinweise zu meiner Antwort.

der frühneuzeitlichen Gesellschaft in besonderer Weise plausibel machen. Dieses am Paradigmatischen orientierte Vorgehen brachte es auch mit sich, dass die Diskussion von Varianten gewiss zu kurz gekommen ist (T. Neu). Ob dies dazu geführt hat, dass bei einzelnen Themen, wie zum Beispiel Reformation oder Staatsbildung, die Darstellung im Buch nur alten Wein in neue Schläuche füllt, lasse ich dahingestellt, da die notierten Leseindrücke hierzu widersprüchlich sind. Wichtiger scheint mir zu sein, dass dadurch thematische Desiderate, wie sie in den Beiträgen genannt werden, überhaupt sichtbar geworden sind. Optische und akustische Medien (J.-F. Missfelder), der territoriale Staat nicht nur in seiner zentralen Steuerung, sondern in seiner auf die Fläche bezogenen Verwaltungspraxis (B. Stollberg-Rilinger, U. Ludwig), die militärisch organisierte Macht und das im 16. und 17. Jahrhundert sich wandelnde Verhältnis der Wissensproduzenten zur Tradition (Y. Mintzker) wurden genannt und zeigen, dass die Produktivität des theoretischen Konzepts über die im Buch thematisierten Episoden offensichtlich hinausreicht. Man kann sich angesichts dieser Hinweise auf die weitere Forschung freuen.

Zwei der genannten Desiderate haben eine andere Dimension, wie mir scheint. Ich habe mich einer Epochendiskussion bewusst entzogen und den Anfang wie das Ende konventionell gesetzt, weil mir die Epochenfrage jenseits dessen zu liegen schien, was in dem Buch wegen seiner episodischen Grundstruktur behandelt werden kann. Dadurch ist etwa der Blick auf die Schriftlichkeit des späteren Mittelalters nicht so intensiv ausgefallen, wie sie es – auch in Hinblick auf das Argument des Buches – verdient hätte (A. Rathmann-Lutz). Das evolutionstheoretische Modell der strukturellen Differenzierung von Gesellschaften von einer segmentären Ordnung über Hierarchien bis hin zu funktionalen Bezügen liefert keine für die historiographische Praxis wirklich brauchbaren Argumente der Epochengliederung, auch nicht im Fall einer Gesellschaftsgeschichte. Aber es liefert Hinweise oder sogar ein Modell für die Beobachtung von Wandlungsprozessen, die durch soziale Errungenschaften ausgelöst werden, wie sie etwa Schrift und dann der Druck darstellen. Auf die Frage nach der Relevanz von bestimmten kulturellen und sozialen Techniken für gesellschaftlichen Wandel gibt das Buch bezogen auf die Zeit ab dem 16. Jahrhundert eine umfangreiche und mehrdimensionale Antwort. Die erzähltheoretischen Folgen von Epochenschwellen müssten vielleicht im Anschluss an die operative und mediale Konstruktion von Ereignissen diskutiert werden. Es wäre dann jedenfalls nicht ausreichend, die Bedeutung des Schriftgebrauchs im Spätmittelalter mit Verweis auf eine „Vorgeschichte“ zu begründen. Man müsste das aus der spätmittelalterlichen Konstellation heraus einsichtig machen. Erst wenn dies geleistet ist, kann man der weitergehenden Frage nachgehen, ob zur Schrift nicht noch andere Dinge wie etwa das Schießpulver, die Druckerpresse oder das Gold und Silber der Azteken und ein Ereignis wie die Reformation hinzukommen mussten, um Innovationen und Restabilisierungsbemühungen in der Gesellschaft auf ein neues Niveau zu heben, mit dem dann ein Epocheneinschnitt zu begründen wäre – oder eben auch nicht. Die Systemtheorie gibt also in diesem Fall keine inhaltliche Antwort, aber sie würde dabei helfen, die für eine solche Diskussion relevanten Gegenstandsfelder theoretisch begründbar zu benennen.

Der Hinweis auf die fehlende globalgeschichtliche Perspektive (Y. Mintzker) gewinnt sein Gewicht aus dem Umstand, dass Gesellschaft systemtheoretisch stets alle

zu einem Zeitpunkt füreinander erreichbaren Kommunikationen meint. Für die Moderne heißt das, „Weltgesellschaft“ in wörtlichem Sinn zum Gegenstand zu machen und Einschränkungen dann über systemische Differenzierungsformen begründen zu müssen. Für die Frühe Neuzeit müsste man vielleicht von einer „europäischen Weltgesellschaft“ sprechen, deren Grenzen, Elemente und inneren Differenzierungsformen aber alles andere als klar sind und – soweit ich sehe – auch nicht vorrangig in der Forschung thematisiert werden. Die Forschungsanstrengungen richten sich immer noch weitgehend darauf, transkontinentale Verbindungen in ihrer Form und Intensität überhaupt zu erfassen. Dafür steht die *entangled history*. Ob die Globalisierungsforschung sich eine systemtheoretische Beobachtungsperspektive zu eigen machen will und damit irgendwann einen Beitrag zur Frage liefern kann, wieso die Integration der „Weltgesellschaft“ ihr Gravitationszentrum zunächst in Europa hatte, bleibt abzuwarten. Eine systemtheoretisch argumentierende Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit wird diese Frage jedenfalls künftig aufgreifen müssen.

Bezogen auf den im Buch gewählten theoretischen Rahmen will ich einen Teil der genannten Desiderate ebenfalls als Anregung für weitere Forschungen und damit als Indikator für die längst nicht ausgeschöpfte empirische Fruchtbarkeit des Konzeptes nehmen. Natürlich braucht eine letztlich mikrologisch fundierte Theorie (Kommunikation!) mehr Mikroanalyse (B. Stollberg-Rilinger). Und natürlich kann noch viel mehr getan werden, um genauer darüber Bescheid zu wissen, wie die frühneuzeitliche Gesellschaft Abwesenheit symbolisch und kommunikativ modellierte – und wie sich das wandelte (U. Ludwig). Auch die Bedeutung von Verfahren ist noch längst nicht in ihrer Gesamtheit erfasst. Diese Themen kommen vor im Buch, sind aber möglicherweise nicht so akzentuiert und im Zusammenhang behandelt, wie es vielleicht nötig gewesen wäre. Ein Sachregister ist dann doch vielleicht ein zu schwacher Behelf an dieser Stelle. „Funktionale Differenzierung“ hat im Buch kein eigenes Kapitel bekommen (M. Pohlig) und ist nur über das Register greifbar, weil dieser Prozess sich eben in den verschiedenen Bereichen, mit denen sich das Buch befasst, vollzieht. Um den Begriff der „strukturellen Koppelung“ (T. Neu) habe ich einen Bogen gemacht, weil mir der Begriffsapparat ohnehin schon anstrengend genug schien. In Kapitel III.3 ist das Thema allerdings bezogen auf das Verhältnis von Mensch und Gesellschaft aufgegriffen. Von „Netzwerken“ ist in dem Buch sogar in einem Unterabschnitt die Rede, allerdings in einem anderen Sinn, als Bruno Latour das vorschlägt. Es gibt eine ganze Reihe von Vorannahmen in Latours Theorie, die sich mit der systemtheoretischen Architektur der Begriffe nicht gut vertragen. Dazu gehört zunächst das Postulat, die Gesellschaft „flach“ zu denken, also eine Differenz zwischen Gesellschaft und dem, was sonst in der Welt des Sozialen geschieht, eigentlich nicht vorzusehen. Jenseits der „Existenzweisen“⁴⁶ soll es nichts geben. Genau dieses Vorhaben führt dann aber dazu, auch die moderne Gesellschaft als Interaktionszusammenhang zu begreifen und an die Stelle, an der in der Systemtheorie Verbreitungs- und Erfolgsmedien gestellt sind, entweder nichts oder dann Netzwerke aus Menschen und Dingen zu setzen. Damit werden Sinnkonfigurationen ontologisiert und Kommunikationsgefüge unangemessen trivialisiert. Die Attraktivität, die dieses Theorieangebot gegenwärtig für Histori-

46 Bruno Latour, *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen*, Berlin 2014.

ker insbesondere dann entfaltet, wenn sie über Prozesse der Globalisierung forschen, liegt vermutlich genau darin: Kausalitäten entstehen in so verstandenen Netzwerken fast von selbst. Man braucht sie weder in ihrer semantischen noch in ihrer medialen Logik genau zu analysieren. Aber die Gesellschaft ist kein Ameisenstaat (ANT!). Es geht in ihr nicht um die Übertragung von Sinn, sondern um seine kommunikative Hervorbringung und Stabilisierung. Es braucht daher einen kommunikations- und medientheoretisch ausformulierten Begriff des Netzwerkes.

Damit bin ich schon bei der dritten Referenz und somit auch den Grenzen dessen angelangt, was eine systemtheoretisch inspirierte Historiographie aus den formulierten Irritationen lernen kann. Das heißt nicht: Ende der Debatte. Aber sie wäre auf einem anderen Feld weiterzuführen. Sie würde sich verschieben von der Frage nach dem Wie einer Gesellschaftsgeschichte hin zur Frage nach dem Wie einer Geschichtsschreibung als Wissenschaft. Die Antwort meines Buches greift sozialtheoretische Konzepte und Vorschläge auf und folgt damit einem Weg, den Historiker seit langem gehen – ob sie sich davon Rechenschaft geben oder nicht. Das Buch tut es expliziter und konsequenter, als es sonst meist geschieht. Die Vorstellung einer Überführung der gesamten Frühneuzeitforschung in das „stahlharte Gehäuse der Luhmann-Nachfolge“ ist deswegen eine grobe Verzeichnung. Der Satz evoziert ja auch die Vorstellung eines Straflagers. Gerade umgekehrt geht es um Vorschläge, die als Irritation überhaupt wahrnehmbar sind, weil sie nicht sofort im Meer des bequem Anschlussfähigen untergehen. Eine Gegenstandskonzeption, die sich beispielsweise auf Latours „Existenzweisen“ einließe, wäre terminologisch gewiss nicht einfacher zu handhaben als die systemtheoretische. Wer „Netzwerk“ sagt, hat noch lange nicht die Theorie Latours eingeholt. Das gleiche gilt hinsichtlich Praxis oder Habitus und Bourdieu. Der Verzicht auf Handlungstheorie und Ontologie ist theoretisch begründet im Buch, auf den Entwurf alternativer Modelle bin ich gespannt.

Wenn moderne Wissenschaft sich durch eine theoretisch ausformulierte Gegenstandskonstitution und einen Methodenkanon auszeichnet, dann hat die Geschichtsforschung sich dazu entschieden, allenfalls eine halbe Wissenschaft zu sein, wenn sie sich allein auf das Methodenpostulat zurückzieht. Die langen Versuche, aus der Kunst der Geschichtsschreibung eine Wissenschaft zu machen, sind damit vergessen. Ich meine, dies ist ein Problem. Die Möglichkeiten, ihren Gegenstandsbezug auch theoretisch konsistent zu begründen, sind in der Folge komplizierter und führen weg von der Alltagssprache des Feuilletons und der allermeisten Sachbücher. Von Idiosynkrasien zu reden (M. Pohlig) und einen selbstgebauten Elfenbeinturm zu identifizieren, trifft daher die Sache nicht und klagt Gefälligkeit ein, wo es um Argumente und Alternativen ginge. Man kann darüber reden, ob mehr der Begriffe hätten erklärt werden müssen und ob diese Erklärungen hätten eingängiger ausfallen sollen (B. Stollberg-Rilinger). Vielleicht hätte auch ein Glossar dem Buch gut getan. Nicht aber kann man darüber reden, dass es auch schon ohne alle diese Begriffe gegangen wäre, deren Zweck ja gerade ist, über die im Alltag zirkulierenden Verkürzungen hinaus zu kontraintuitiven Auflösungen der Welt zu kommen. Mit der Kluft, die sich zwischen einer solchen Begriffswelt und der Alltagssprache auftut, muss die Wissenschaft nun einmal leben, seit es sie gibt.